



DAS
FLÜSTERN
DER
BIENEN

SOFÍA
SEGOVIA

ROMAN

ullstein 

SOFÍA
SEGOVIA

DAS
FLÜSTERN
DER
BIENEN

Aus dem mexikanischen Spanisch
von Kirsten Brandt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Mai 2022

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021 / List

Titel der mexikanischen Originalausgabe:

El murmullo de las abejas, Lumen, 2015

© 2015 by Sofia Segovia

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einer Vorlage von Penguin Random House

Titelabbildung: © Kevin Sloan

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus Galliard

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06601-1

Ich widme dieses Buch meinem Mann José, unseren Kindern Sofía, David und Cristina. Meinen Eltern Enrique und Susana. Und ganz besonders meiner Soledad Betancourt, die mein Leben mit ihren Geschichten berührt hat.

Mit diesen Seiten möchte ich folgenden Menschen meine Anerkennung erweisen: Francisco und Lydia, Arturo und María Luisa, Chelo, María Teresa und dem anderen Francisco, der anderen Lydia, Angélica, China, Enrique und María Elena.

Dies ist nicht die Geschichte, die sie erzählt haben, sondern die Erzählung, zu der sie mich inspiriert haben.

BLAUES KIND, WEISSES KIND

An jenem Morgen im Oktober mischte sich das Weinen eines Babys unter das Rauschen der frischen Brise in den Bäumen, das Zwitschern der Vögel und das Zirpen, mit dem die Insekten die Nacht verabschiedeten. Es drang aus dem Dickicht am Berghang, war aber schon wenige Meter von seinem Ausgangspunkt entfernt nicht mehr zu hören, wie durch Hexerei daran gehindert, an ein menschliches Ohr zu dringen.

Noch Jahre später würden die Leute darüber reden, wie Don Teodosio auf dem Weg zur Arbeit auf einer benachbarten Hazienda dicht an dem armen ausgesetzten Baby vorbeigegangen sein musste, ohne einen Laut zu vernehmen, und wie Lupita, die Wäscherin der Morales, auf dem Weg nach La Petaca, wo sie sich einen Liebes-trank brauen lassen wollte, die Brücke überquerte, ohne das Ger-
ingste zu bemerken; denn natürlich hätte sie den Jungen an sich genommen, wenn sie ihn denn gehört hätte. *Ich verstehe nicht* – so erzählte sie später jedem, der es hören wollte –, *wer so grausam sein kann, ein neugeborenes Kind auszusetzen und es einsam und allein sterben zu lassen.*

Das war in der Tat ein Rätsel. Welche Frau hier in der Gegend hatte in den letzten Monaten Anzeichen einer ungebührlichen Schwangerschaft gezeigt? Zu wem gehörte dieses unglückselige Kind? Nachrichten über einen möglichen Fehltritt verbreiteten sich im Ort schneller als die Masern, und wenn einer etwas wusste, wussten es bald alle.

In diesem Fall aber wusste keiner etwas.

Die populärste unter den zahllosen Theorien, die über die Jahre weitergegeben wurden, besagte, dass eine der Hexen von La Petaca,

die – wie ja allgemein bekannt – mit ihren Liebesdiensten sehr freizügig waren, das Kind geboren und es dann, als sie sah, wie seltsam und missgestaltet es war – eine Strafe des Allmächtigen oder des Teufels? –, unter der Brücke abgelegt und seinem Schicksal überlassen hatte.

Niemand hätte sagen können, wie lange das Baby mutterseelenallein dort gelegen hatte, hungrig und nackt. Niemand verstand, wie es unter freiem Himmel hatte überleben können, ohne durch die offene Nabelschnur zu verbluten oder zum Fraß von Ratten, Raubvögeln, Bären oder Pumas zu werden, von denen es in der Gegend nur so wimmelte.

Und alle fragten sich, wieso ausgerechnet die alte Nana Reja den Jungen unter einem Teppich aus wimmelnden Bienen gefunden hatte.

Vor vielen Jahren hatte die alte Amme beschlossen, sich auf der Hazienda La Amistad einen Ort zu suchen, an dem sie den Rest ihrer scheinbar endlosen Tage verbringen konnte. Ihre Wahl war auf einen Schuppen gefallen, einen schlichten, fensterlosen Bau, der als Lagerraum diente. Wie die anderen Wirtschaftsgebäude stand er hinter dem Haupthaus, den Blicken der vornehmen Gäste verborgen, und unterschied sich von den anderen Lagerschuppen nur dadurch, dass er ein schützendes Vordach besaß, sodass die alte Frau sommers wie winters draußen sitzen konnte. Das war allerdings reiner Zufall, denn Reja hatte den Platz nicht etwa deshalb gewählt, sondern weil er eine wunderbare Aussicht bot und der Wind ihr hier nach seinem verschlungenen Weg durchs Gebirge ins Gesicht wehte.

Nun saß sie schon seit so vielen Jahren hier, dass keiner der Bewohner sich daran erinnern konnte, wie sie und ihr Schaukelstuhl hierhergekommen waren.

Die meisten Leute glaubten, dass Reja ihren Schaukelstuhl nie verließ, weil sie so alt war – auch wenn niemand ihr genaues Alter kannte –, dass ihre Knochen sie nicht mehr trugen und ihre Muskeln ihr nicht mehr gehorchten. Schon vor Sonnenaufgang sah

man sie dort sitzen, gemächlich hin und her schaukelnd, angetrieben mehr vom Wind als von ihren eigenen Füßen, und am Abend war sie noch dort, wenn alle anderen längst zu Hause ihren Feierabend genossen.

So viele Jahre saß sie schon da, dass die Bewohner der Hazienda ihre Geschichte und sogar sie selbst vergessen hatten: Sie war Teil der Landschaft geworden, mit dem Boden verwurzelt, auf dem sie vor und zurück wippte. Ihr Fleisch war zu Holz verdorrt, ihre Haut zu dunkler, harter, gefurchter Rinde getrocknet.

Wenn die Leute vorübergingen, grüßten sie sie ebenso wenig, wie man einen Baum grüßt. Manchmal kamen ein paar Kinder aus dem nahe gelegenen Ort herauf, um einen verstohlenen Blick auf diese Legende zu erhaschen, aber wenn sich eines näher an sie heranwagte, um sich zu vergewissern, dass es wirklich eine Frau aus Fleisch und Blut und nicht etwa eine Holzfigur war, dann verpasste Reja dem Naseweis, ohne die Augen zu öffnen, einen ordentlichen Hieb mit ihrem Krückstock.

Sie wollte nicht angegaßt werden, also tat sie, als wäre sie aus Holz, und hoffte, dass man sie übersah. In ihrem langen Leben hatten ihre Augen zu viel gesehen und ihre Ohren zu viel gehört, ihr Mund hatte zu viel geredet, und zu vieles hatte ihre Haut berührt und ihr Herz zerrissen. Sie konnte nicht sagen, wofür sie noch lebte oder worauf sie noch wartete, bevor sie sich endgültig verabschiedete. Schon lange war sie niemandem mehr eine Hilfe.

Aber obwohl ihr Körper verdorrt und ihre Sinne abgestumpft waren, waren ihre Gefühle noch nicht ganz erloschen, und ein paar wenige Menschen durften sich ihr noch nähern: Pola, die andere alte Nana der Familie, die wie sie ihre besten Tage schon lange hinter sich hatte, oder Francisco, der Junge, den sie vor langer Zeit, als sie sich noch gestattete, zu fühlen, von ganzem Herzen geliebt hatte. Franciscos Frau Beatriz hingegen ertrug sie nur mit Mühe; sie war zu müde, um noch jemanden in ihr Leben zu lassen, und seine Töchter fand sie unausstehlich.

Sie brauchten sie nicht, und die alte Nana hatte ihnen nichts zu

geben, denn mit zunehmendem Alter war sie von ihren Pflichten entbunden worden und nach und nach mit ihrem Schaukelstuhl verwachsen, so sehr, dass man nicht wusste, wo das Holz des einen endete und das der anderen begann.

Noch vor Tagesanbruch kam sie aus ihrem Zimmer geschlurft, ließ sich unter dem Vordach in ihrem Schaukelstuhl nieder und schloss Augen und Ohren, um nichts zu sehen und nichts zu hören. Pola brachte ihr Frühstück, Mittagessen und Abendessen, was sie jedoch kaum anrührte. Erst viele Stunden später, wenn ihr die Lichter der Glühwürmchen hinter ihren geschlossenen Lidern anzeigten, dass es Nacht war, und ihr Schaukelstuhl sie zu zwicken und zu zwacken begann, weil er ihrer Gesellschaft überdrüssig war, stand sie wieder auf.

Manchmal öffnete sie auf dem Weg zum Bett die Augen, auch wenn sie sie nicht brauchte, um zu sehen. Dann legte sie sich in ihrem Bett auf die Decke, weil die Kälte schon lange nicht mehr durch ihre Haut drang. Aber sie schlief nicht. Sie brauchte keinen Schlaf mehr und hatte vor langer Zeit aufgehört, darüber nachzudenken, ob es daran lag, dass sie genug für ein ganzes Leben geschlafen hatte, oder ob ihr Körper sich gegen das Einschlafen sträubte, um nicht in den Großen Schlaf zu versinken. Nach ein paar Stunden begann ihr weiches Bett, sie wiederum zu zwicken und zu zwacken, um sie daran zu erinnern, dass es Zeit war, ihren treuen Freund, den Schaukelstuhl, aufzusuchen.

Nana Reja hätte nicht sagen können, wie viele Jahre sie nun schon lebte. Sie hatte den Tag ihrer Geburt und ihren vollständigen Namen vergessen – wenn sich überhaupt jemand jemals die Mühe gemacht hatte, ihr einen richtigen Namen zu geben. Zwar nahm sie an, dass sie einen Namen hatte, aber sie erinnerte sich weder an ihre Kindheit noch an ihre Eltern, ja, sie war sich nicht einmal sicher, ob sie überhaupt Eltern gehabt hatte. Hätte man ihr gesagt, dass sie der Erde entsprossen war wie ein Nussbaum, so hätte sie es geglaubt. Auch das Gesicht des Mannes, der ihr das Kind gemacht hatte, hatte sie vergessen, nicht aber seinen Rücken, den er ihr zu-

wandte, als er ging und sie in der Lehmhütte allein ihrem Schicksal überließ.

Sie wusste noch, wie sich das Strampeln in ihrem Bauch angefühl hatte, wie ihre Brüste geschmerzt und noch vor der Geburt des Jungen, der ihr einziges Kind bleiben sollte, eine gelblich weiße, süße Flüssigkeit abgesondert hatten. Sie war sich nicht sicher, ob das Gesicht, das sie in ihrer Erinnerung vor sich sah, das ihres Jungen war oder ob ihr nicht vielmehr ihre Fantasie einen Streich spielte und sich in ihm die Züge sämtlicher Kinder vermischten, die sie in ihrem Leben gesäugt hatte, der weißen wie der schwarzen.

An den Tag, an dem sie nach Linares gekommen war, halb tot vor Hunger und Kälte, erinnerte sie sich aber ganz genau, und noch immer spürte sie, wie sie das Baby in ihren Armen hielt und fest an ihre Brust drückte, um es vor der eisigen Januarluft zu schützen. Nie zuvor hatte sie die Berge verlassen, und darum hatte sie nie zuvor so viele Häuser beieinanderstehen sehen, war noch nie durch eine Straße gegangen oder hatte einen Platz überquert. Sie hatte sich auch noch nie auf eine Parkbank gesetzt. Aber jetzt, als ihr die Beine in der Kälte den Dienst versagten, tat sie es.

Sie wusste, dass sie jemanden um Hilfe bitten musste, aber sie wusste nicht, wie, und hätte es auch für sich selbst nicht getan. Doch sie würde es für das Baby in ihren Armen tun, das vor zwei Tagen aufgehört hatte, zu trinken und zu weinen. Nur deshalb war sie hinunter ins Dorf gekommen, das sie manchmal von ihrer Hütte in den Bergen aus in der Ferne betrachtet hatte.

Reja war sich sicher, dass sie noch nie so sehr gefroren hatte. Und den Einwohnern dieses Ortes schien es genauso zu gehen, denn in den Straßen war niemand zu sehen, der wie sie der Kälte trotzte. Die Häuser waren wie Festungen, Fenster und Türen vergittert, die Läden hinter den Gittern geschlossen. Also blieb sie einfach auf der Bank sitzen, ratlos, zitternd vor Kälte und von wachsender Angst um ihr Baby erfüllt.

Sie konnte nicht sagen, wie lange sie so dagesessen hatte. Vielleicht wäre sie einfach sitzen geblieben, bis sie zur Statue erstarrt

war, hätte sich nicht der gutherzige Dorfarzt, entsetzt über den Anblick der völlig zerlumpten Frau, ihrer erbarmt.

Doktor Doria hatte sich trotz der Kälte auf den Weg gemacht, um nach Señora Morales zu sehen. Die Frau lag im Sterben. Zwei Tage zuvor hatte sie mithilfe einer Hebamme ihr erstes Kind geboren, aber nun hatte sie Fieber, und der besorgte Ehemann hatte frühmorgens nach dem Arzt geschickt. Erst nach langem Zureden konnte der Doktor der Patientin entlocken, wo das Problem lag: Ihre Brüste waren entzündet und schmerzten beim Stillen beinahe unerträglich.

Eine Mastitis.

»Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt, Señora?«

»Weil es mir peinlich war, Herr Doktor.«

Mittlerweile war die Entzündung weit fortgeschritten. Das Baby schrie unablässig; es hatte seit mehr als zwölf Stunden nicht getrunken, weil seine Mutter ihm nicht die Brust geben konnte. Der Arzt hatte noch nie gehört, dass eine Frau an Brustdrüsenentzündung gestorben wäre; Señora Morales aber lag im Sterben, daran bestand angesichts der aschfahlen Haut und der fiebrig glänzenden Augen der jungen Mutter kein Zweifel. Doktor Doria war mit seiner Weisheit am Ende. Er bat Señor Morales hinaus auf den Flur.

»Sie müssen mir gestatten, Ihre Frau zu untersuchen.«

»Nein, Doktor. Geben Sie ihr einfach Medizin.«

»Und was für eine Medizin sollte das sein? Ihre Frau stirbt, Señor Morales. Lassen Sie mich wenigstens herausfinden, woran.«

»Es muss an der Milch liegen.«

»Nein, es ist irgendetwas anderes.«

Um ihn umzustimmen, musste der Arzt dem Ehemann versprechen, dass er die Patientin entweder berühren, dabei aber nicht ansehen, oder sie ansehen, sie währenddessen aber nicht berühren werde. Schließlich gab Señor Morales nach und überzeugte auch die Kranke, den Arzt ihre Brüste abtasten und – schlimmer noch – ihren Bauch und ihre Schenkel ansehen oder berühren zu lassen.

Doch Doktor Doria musste gar nichts anfassen: Die entsetzlichen Unterleibsschmerzen und der übel riechende Ausfluss der Patientin verrieten ihm, dass sie unrettbar verloren war.

Eines Tages würde man die Ursache für das Kindbettfieber erkennen und wissen, wie man es verhinderte, aber für Señora Morales kam dieser Tag zu spät. Für sie konnte man nichts weiter tun, als ihr die Zeit, bis Gott sie zu sich rief, so angenehm wie möglich zu machen.

Um wenigstens das Kind zu retten, wies der Arzt den Dienstboten der Morales an, eine Milchziege herbeizuschaffen. Doch als die Ziege kam, stellte sich heraus, dass der Junge ihre Milch nicht vertrug. Somit stand ihm ein langsamer, qualvoller Hungertod bevor.

Doktor Doria verabschiedete sich; er konnte nichts mehr tun. Zu dem Gatten und Vater sagte er: »Seien Sie stark, Señor Morales. Gottes Wege sind unergründlich.«

»Danke, Herr Doktor.«

Auf dem Nachhauseweg war der Arzt zu müde und niedergeschlagen, um den Kopf zu heben, und so erschien es ihm wie ein Wunder, dass er die zu einem schwarzen Eisblock erstarrte Frau auf dem Platz überhaupt bemerkte. Sie saß direkt vor der Bronzeplakette, auf der zu lesen stand, dass diese Bank von der Familie Morales gestiftet worden war. Sein Mitleid siegte, und so trat er auf die Frau zu und fragte sie, wer sie sei und ob sie Hilfe benötige.

Der Mann sprach so schnell, dass Reja seine Worte nicht verstand; aber der Blick seiner Augen flößte ihr genug Vertrauen ein, dass sie mit ihm ging. In der Wärme seines Hauses angekommen, wagte sie es endlich, das Gesicht des Babys aufzudecken. Es war blau und reglos. Reja schrie. Der Arzt nahm das Kind und versuchte, es wiederzubeleben. Wäre Reja nicht vor Kälte völlig betäubt gewesen, hätte sie ihn gefragt: »Warum tun Sie das?« Aber so brachte sie, überwältigt von dem Anblick ihres blau gefrorenen Sohnes, nur wortloses Schluchzen hervor.

Sie bemerkte kaum, wie der Arzt sie auszog, und dachte auch

nicht darüber nach, dass er der erste Mann war, der das tat, ohne anschließend über sie herzufallen. Wie eine Stoffpuppe ließ sie sich untersuchen und zuckte erst zusammen, als der Arzt ihre großen, heißen Brüste berührte, die von der angestauten Milch hart und schmerzempfindlich waren. Dann ließ sie sich in wärmere, saubere Kleidung packen, ohne sich auch nur zu fragen, wem sie gehörte.

Als der Arzt sie vor sich her auf die Straße schob, dachte sie nur, dass sie jetzt wenigstens nicht mehr so frieren würde, wenn er sie wieder zu der Bank brachte, und war überrascht, als sie den Kirchplatz hinter sich ließen und die Straße hinunter bis zu dem prächtigsten Haus von allen liefen.

Im Inneren des Hauses war es so dunkel wie in ihrer Seele. Reja hatte noch nie zuvor so weiße Menschen gesehen wie die, die sie jetzt in Empfang nahmen. Man führte sie in die Küche, wo sie mit gesenktem Kopf Platz nahm, weil sie weder ihre Gesichter noch ihre Blicke sehen wollte. Sie wollte allein sein, zurück in ihrer Lehmhütte, selbst wenn sie dort erfrieren würde, allein mit ihrem Kummer, denn sie ertrug den Kummer der anderen nicht.

Dann vernahm sie das Weinen eines Babys, und ihre Brustwarzen reagierten noch vor ihren Ohren, genau wie es immer gewesen war, wenn der Kleine vor Hunger weinte und sie zu weit weg war, um ihn zu hören. Aber war ihr Baby nicht steif und blau? Hatte der Arzt es etwa doch retten können?

Ihre Brustwarzen schmerzten immer stärker. Sie musste sich Erleichterung verschaffen. Sie brauchte das Baby.

»Mir fehlt mein Kleines«, sagte sie leise, aber niemand der Anwesenden schien sie zu hören, und so nahm sie all ihren Mut zusammen und wiederholte lauter: »Mir fehlt mein Kleines.«

»Was sagt sie?«

»Ihr fehlt ihr Kleines.«

»Und was soll das heißen?«

»Dass sie ihr Kind will.« Der Arzt kam herein, ein Bündel im Arm, das er ihr überreichte. »Er ist sehr schwach. Vielleicht schafft er es nicht, richtig zu trinken.«

»Ist das mein Kleines?«

»Nein, aber er braucht Sie genauso dringend.«

Sie brauchten einander.

Reja knöpfte ihre Bluse auf, legte das Kind an ihre Brust, und das Weinen verstummte. Während sie voller Erleichterung spürte, wie ihre Brüste sich langsam leerten, betrachtete sie das Baby. Es war nicht ihr Junge, das hatte sie gleich gemerkt. Sein Weinen klang anders, und auch die Geräusche, die er machte, wenn er trank oder zwischendurch Luft holte, waren anders. Und er roch nicht wie ihr Kind. Aber das war Reja egal: Sie sehnte sich danach, sich zu ihm hinunterzubeugen und an seiner Halsbeuge zu schnupern, fürchtete aber, man werde ihr das nicht gestatten. Denn das Fremdartigste an dem Kind war seine Farbe. Während ihr Sohn dunkelbraun und zuletzt dunkelblau gewesen war, war dieser Junge anfangs krebsrot und wurde nun allmählich weiß.

Die Umstehenden beobachteten sie schweigend. Der einzige Laut, der in der Küche zu vernehmen war, war das Schmatzen und Schlucken des Kindes.

Alberto Morales hatte bei seiner sterbenden Frau gewacht, bis ihn zuletzt der Schlaf übermannte. Nachdem er tagelang ihr Stöhnen und das unablässige Weinen des Neugeborenen gehört hatte, hatte er sich zuletzt mit dem Gedanken getröstet, dass sie, solange sie noch Geräusche von sich gaben, wenigstens am Leben waren. Nun weckte ihn die dröhnende Stille: Das Stöhnen seiner Frau war verstummt, und auch das Baby weinte nicht mehr. In seiner Angst wagte er nicht, seine Frau zu berühren, und machte sich stattdessen auf die Suche nach seinem Sohn.

In der Küche angekommen, sah er die Dienstboten und Doktor Doria im Kreis um etwas herumstehen – ob es die Leiche seines Kindes war? Als die Hausangestellten ihn bemerkten, wichen sie zur Seite und ließen ihn durch, damit Señor Morales seinem Sohn dabei zusehen konnte, wie er an der dunkelsten Brust trank, die er je gesehen hatte.

»Wir haben eine Amme für Ihren Sohn gefunden.«

»Sie ist sehr schwarz.«

»Aber ihre Milch ist weiß, wie es sich gehört.«

»Das stimmt. Wird der Junge es schaffen?«

»Ja, das wird er. Er hatte bloß Hunger. Sehen Sie ihn sich an.«

»Herr Doktor«, sagte Señor Morales, »als ich aufgewacht bin, war meine Frau ganz still.«

Und das war das Ende von Señora Morales.

Sie wurde betrauert und beweint, doch die Trauer und die Tränen, die Totenwache und die Beerdigung gingen an Reja vorbei. Für sie hatte Señora Morales nie existiert, und manchmal, wenn der Junge ihr Zeit ließ, dem stummen Ruf der Berge zu lauschen, schien ihr, als wäre er nicht von einer Frau geboren, sondern der Erde entsprungen, so wie sie, die nichts als die Sierra kannte.

Etwas anderes, stärker noch als der Mutterinstinkt, hatte von ihr Besitz ergriffen, und für die nächsten Jahre gab es für Reja nichts auf der Welt außer dem Jungen. Sie stellte sich vor, dass sie ihn am Leben hielt für die Erde, seine Mutter, die ihn nicht hatte nähren können, und so kam es ihr nicht in den Sinn, ihm die Brust zu verweigern, als er seinen ersten Zahn bekam, und auch nicht, als alle anderen Zähne folgten. Sie bat ihn nur: Bitte beiß mich nicht. Ihre Milch war dem Jungen Nahrung, Trost und Wiegenlied. Wenn er weinte, bekam er die Brust, wenn er wütend, laut, eifersüchtig, traurig oder trotzig war, wenn er jammerte oder nicht einschlafen konnte: Immer gab es die Brust.

Sechs Jahre lang hing der kleine Guillermo Morales genussvoll an der Brust seiner Nana Reja. Niemand hatte vergessen, dass der arme Junge beinahe verhungert wäre, und so wagte niemand, ihm etwas zu verweigern. Eines Tages aber statteten die beiden Tanten Benítez dem armen Witwer einen Besuch ab und waren schockiert vom Anblick des Jungen, der – obwohl fast schon ein Schulkind – an der schwarzen Brust der Amme hing, und sie verlangten von Señor Morales, den Jungen zu entwöhnen.

»Es ist ja nicht so, dass er sonst verhungern müsste«, sagte die eine.

»Es ist eine Schande, Alberto, und äußerst ungehörig«, sagte die andere.

Und so nahmen die beiden alten Jungfern Guillermo bei ihrer Abreise mit nach Monterrey. Der Junge sollte eine Weile bei ihnen bleiben, denn das war ihrer Überzeugung nach die einzige Möglichkeit, wie er zur Vernunft kommen und lernen würde, ohne die Brust seiner Nana Reja einzuschlafen.

Reja blieb mit leeren Armen und Brüsten zurück, die so voll waren, dass sie eine tropfende Milchspur hinterließ, wo sie ging und stand.

»Was machen wir bloß mit dir, Reja?«, fragten die anderen Dienstmädchen, die es satthatten, hinter ihr aufzuwischen. Reja wusste nicht, was sie entgegenen sollte. Sie wusste nur, dass ihr ihr Kleines fehlte.

»Ach, Reja, wenn das so weitergeht, sollte man wenigstens die gute Milch nicht vergeuden.«

Und so brachten sie ihr unterernährte oder verwaiste Babys zum Säugen und Milchfläschchen zum Füllen, denn je mehr sie stillte, desto üppiger floss die Milch. Dann heiratete der Witwer ein zweites Mal, María, die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau, und gemeinsam schenkten sie der Nana zweiundzwanzig weitere Kinder, um sie zu nähren.

In den folgenden Jahren sah man Reja nie ohne ein Kind an der Brust. Ihre besondere Liebe aber galt Guillermo Morales, dem ersten Kind, dem sie als Amme gedient hatte, dem Jungen, der sie aus tiefster Einsamkeit gerettet und ihr eine Aufgabe geschenkt hatte, die sie auf Jahre erfüllen sollte.

Guillermo kehrte bald zurück. In der Zwischenzeit hatte Alberto Morales, des Trubels im Zentrum von Linares überdrüssig, zum allgemeinen Erstaunen beschlossen, das alte Stadthaus im Zentrum zu verlassen und auf die Hazienda La Amistad zu ziehen, die etwa einen Kilometer außerhalb des Ortes lag. Dort wurde Guillermo erwachsen und gründete bald eine eigene Familie. Nach dem Tod seines Vaters, der nach einem erfüllten Leben an Altersschwäche

starb, erbt er zusammen mit der Hazienda auch seine Nana, und als er selbst Kinder bekam, stillte Reja auch diese.

Dass ein Vater an derselben Brust gesäugt worden war wie seine Kinder, war eher befremdlich. Als aber Guillermo vorschlug, doch lieber eine andere Amme zu suchen und Reja in den wohlverdienten Ruhestand zu schicken, wollte seine Frau nichts davon hören: Wer gab bessere Milch als die Nana? Niemand. Also gab Guillermo klein bei und versuchte, nicht weiter darüber nachzudenken und so zu tun, als erinnerte er sich nicht daran, wie lange er selbst an dieser Brust geangen hatte.

Auf der Hazienda war Reja alt geworden und mit ihr Guillermo. Und als er schließlich einer Epidemie zum Opfer fiel, vererbte auch er seinem Sohn Francisco, dem einzigen seiner Kinder, das Ruhr und Gelbfieber überlebt hatte, nach seinem Tod nicht nur die Hazienda, sondern auch die alte Nana Reja samt ihrem Schaukelstuhl.

Die Töchter von Francisco und seiner Frau Beatriz stillte Reja nicht mehr. Die Zeit hatte die alte Frau, die nicht mehr wusste, wie viele Kinder aus der Umgebung dank ihrer Fülle überlebt hatten, austrocknen lassen. Sie erinnerte sich nicht einmal mehr an den letzten weißen Tropfen, der aus ihren Brüsten gequollen war, und hatte vergessen, wie es sich anfühlte, wenn diese sich füllten, noch bevor sie das Weinen eines hungrigen Kindes vernahm.

An diesem Oktobermorgen des Jahres 1910 erwachten die Bewohner der Hazienda wie an jedem Tag in der Frühe und schickten sich an, ihr Tagewerk zu beginnen. Pola schlug die Augen auf, ohne sich umzudrehen und einen Blick auf das Bett ihrer Zimmergenossin zu werfen. Sie schliefen nun schon seit so vielen Jahrzehnten Seite an Seite, dass sie Rejas Routine kannte und wusste, wie die Nana in aller Stille kam und ging, ohne dass es jemand bemerkte. Schon waren die ersten Geräusche der Hazienda zu hören: Die Tagelöhner holten sich ihre Geräte für die Arbeit auf den Zuckerrohrfeldern, und die Hausangestellten erwachten. Pola wusch sich

und zog sich an, dann ging sie in die Küche, um einen Kaffee zu trinken, bevor sie sich auf den Weg in den Ort machte und in der Bäckerei am Kirchplatz frisches Brot holte.

Zwar versprach es, ein sonniger Tag zu werden, doch um diese Jahreszeit war es frühmorgens noch kühl, und so hüllte sich Pola in ihr Schultertuch. Wie immer nahm sie den kürzesten Weg von der Hazienda in den Ort.

»Schon so früh unterwegs, Doña Pola?«, fragte der Gärtner Martín, wie ebenfalls jeden Morgen.

»Ja, Martín, ich bin bald zurück.«

Pola gefiel diese Routine. Sie liebte es, jeden Tag Brot holen zu gehen, denn so erfuhr sie, was es Neues in Linares gab, und konnte einen Blick auf den Jungen erhaschen, der ihr als junges Mädchen so gut gefallen hatte und der inzwischen ein alter Mann war. Sie ging im Rhythmus des Quietschens von Rejas Schaukelstuhl den von großen Bäumen flankierten Weg hinunter, der von der Hazienda nach Linares führte.

Als Reja noch gesprochen hatte, hatte sie ihr einmal erzählt, wie der verwitwete Alberto Morales die Bäume hatte pflanzen lassen, als sie kaum mehr als Reiser gewesen waren.

Bei ihrer Rückkehr würde sie Reja wie immer das Frühstück bringen.

Plötzlich blieb Nana Pola stehen und versuchte, sich zu erinnern. Was war mit Reja? Wie jeden Tag war Pola an dem schwarzen Schaukelstuhl vorbeigegangen. Schon vor Jahren hatte sie es aufgegeben, ein Gespräch mit der alten Frau anfangen zu wollen, aber die Vorstellung, dass Nana Reja genau wie die alten Bäume da war und für alle Zeiten da sein würde, hatte etwas Tröstliches.

Und heute? Hatte sie sie im Vorübergehen gesehen? Pola drehte sich um.

»Haben Sie etwas vergessen, Doña Pola?«

»Haben Sie Nana Reja gesehen, Martín?«

»Ja natürlich, sie saß in ihrem Schaukelstuhl.«

»Sind Sie sicher?«

»Wo sollte sie denn sonst sein?«, fragte Martín und folgte Nana Pola, die eilig zurücklief.

Beim Schaukelstuhl angekommen, sahen sie, dass er vor und zurück schwang – doch Nana Reja saß nicht darin. Beunruhigt suchten sie in dem Zimmer, das die beiden alten Frauen teilten. Aber dort war sie auch nicht.

»Martín, laufen Sie los, und fragen Sie die Arbeiter, ob sie Nana Reja gesehen haben. Halten Sie unterwegs nach ihr Ausschau. Ich sage Señora Beatriz Bescheid.«

Der Tag von Doña Beatriz begann für gewöhnlich später und mit der beruhigenden Gewissheit, dass alle Vorbereitungen für den Morgen getroffen waren, dass das Frühstück auf dem Tisch stand, dass der Garten bewässert und die frisch gewaschene Wäsche gebügelt wurde. Sie liebte es, beim Aufwachen noch im Halbschlaf ihrem Mann bei der Morgentoilette zuzuhören, sich dann aufzusetzen und, in ihr Laken gehüllt, in aller Ruhe den Rosenkranz zu beten.

Doch an diesem Tag würde es im Hause Morales Cortés weder Morgentoilette noch Rosenkranz geben – und schon gar keine Ruhe.